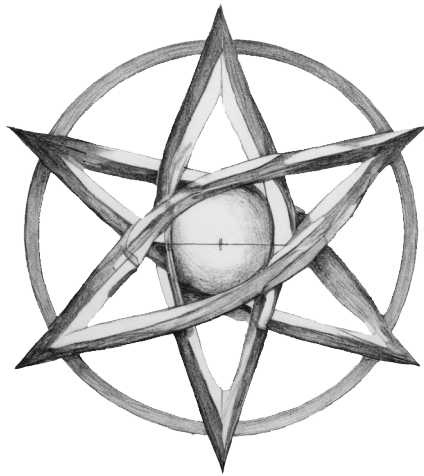


Die Nebelreiche

R. B. Meyer

Leseprobe



Kapitel 1

Barim der Weinbauer

Prolog

Der alte König saß auf der Veranda des kleinen Hofes, das Holz der Bank unter ihm war vom Wetter geerbt und von unzähligen Abenden geglättet. Die Luft roch nach nahendem Regen und den letzten Trauben des Jahres. Unten am Hang glitzerte der See Schwarzwasser im letzten Licht des Tages, sein dunkles Wasser trug die Spiegelung der Berge wie ein uraltes Geheimnis.

Hinter dem See erhoben sich in weiter Ferne die Silhouetten des Nebelreichgebirges, ein schier endloses Bollwerk aus Stein, dessen Gipfel fast immer von grauem Dunst verhüllt waren. Es hieß, die Berge hätten einst die Reiche geeint wie auch entzweit, und dass in ihren Tälern noch immer die Stimmen vergangener Zeiten flüsterten. Auf den Hängen weideten die Tiere der Menschen aus dem Ostreich, in ihren Tiefen schlummerten die Erze, die den Schmieden des Nordens Glanz verliehen, und in den Nebeln sahen die Völker des Südens den Atem der Götter selbst.

Nun aber lag das alles fern, wie eine Geschichte, die man nur noch in Liedern kannte. Am Rande des Sees Schwarzwasser, in den sanften Hügeln, die vom Säuseln der Weinblätter durchzogen waren, lag der kleine Hof, schlicht und unerschütterlich. Zwischen den Reihen von Reben, die sich an den Hängen emporrankten, duftete es nach warmer

Erde, nach Harz und nach den letzten Früchten des Sommers. Es war ein Ort, an dem das Summen der Bienen und das Zirpen der Grillen die Zeit zu dehnen schien – eine Abgeschiedenheit, die den König mehr tröstete als alle Mauern.

Ein kleines Mädchen, dessen Haar die Farbe von reifem Weizen hatte, lehnte sich an sein Knie und zeigte auf das dunkle Schwert, das an der Hauswand lehnte, direkt neben dem Eichenholzbogen seiner Großmutter. »Warum lässt du das böse Schwert nicht in der Burg, Großvater? Es macht mir Angst.«

Der König lächelte und strich ihr sanft über das Haar, bevor er die Kleine auf seinen Schoß hob. Sein Blick verlor sich in der Ferne, hin zu den nebelverhangenen Gipfeln.

»Weil es mich daran erinnert, mein Schatz«, sagte er leise, seine Stimme warm und liebevoll. »Es erinnert mich daran, dass Frieden keine Selbstverständlichkeit ist, sondern ein zartes Pflänzchen, das man jeden Tag beschützen muss.«

Er drückte sie sanft an sich. »Weißt du, früher dachte ich, das Wichtigste wäre der Frieden dieses Tals. Dieser Geruch von feuchter Erde nach einem Sommerregen? Das war für mich das ganze Glück der Welt. Ich dachte, das Wichtigste im Leben sei es, seine Wurzeln fest in guter, ehrlicher Erde zu haben.«

Er senkte den Blick auf seine Hände, die nun anders waren als die eines reinen Bauern, und ein wehmütiges Lächeln huschte über sein Gesicht.

»Aber dann musste ich fort. Und auf der langen Reise habe ich gelernt, dass Wurzeln nichts wert sind, wenn der Boden vergiftet ist. Und dass mancher lieber Boshaftigkeit und Furcht sät als eine gute Ernte. Das böse Schwert dort drüben wurde aus diesem Hass geschmiedet.«

Sein Blick wurde wieder klarer, erfüllt von einer ruhigen Stärke.

»Und so habe ich verstanden, was mir heute am wichtigsten ist. Es ist immer noch dasselbe, mein Schatz, nur... größer. Es ist der Boden,

aber nicht mehr nur der dieses Hofes, sondern der Boden der drei Reiche, auf dem du und all die anderen Kinder sicher spielen sollt. Es sind die Wurzeln, aber nicht mehr nur die meiner Weinreben, sondern die Wurzeln unserer Völker, ihre Familien und ihre Hoffnung.«

Er hielt inne, als im Haus das Licht einer Kerze entzündet wurde und der vertraute Schatten ihrer Großmutter kurz durch das Fenster huschte.

»Aber all dieser Boden und all diese Wurzeln wären nur kalte, einsame Erde, gäbe es nicht das eine, das allem einen Sinn gibt.« Er tippte ihr sanft auf die Brust. »Ein Herz, das neben deinem schlägt. Und eine Hand, die deine hält, wenn die Nacht am dunkelsten ist. So wie die deiner Mutter, deren Bogen uns öfter gerettet hat als jedes Schwert.«

»Das Wichtigste ist die Erkenntnis, dass nach dem kältesten Winter immer wieder ein Frühling kommt. Und dass man diesen Frühling mit jemandem teilen kann.« Er lächelte. »Und so habe ich gelernt, dass wahre Stärke nicht im Halten einer Krone liegt, sondern darin, nach einem langen, harten Sturm wieder aufzustehen und die Saat für das nächste Jahr auszubringen.«

Das Mädchen sah ihn mit großen Augen an. »War der Schattenritter ein schlimmer Sturm, Großvater?«

Der König nickte langsam, der Blick wieder auf dem dunklen Schwert an der Wand. »Der schlimmste. Aber weißt du, was sein allererster Kampf war? Der des Mannes, von dem diese Geschichte handelt? Lange davor?« Sie schüttelte den Kopf »Nein Großvater.«

»Na dann hör genau zu ...«

Ein guter Tag

Ein kühler Hauch auf seiner Wange ließ Barim erwachen, noch bevor der erste Schimmer der Dämmerung durch die Fensterläden drang. Es roch nach feuchter Wolle. Langsam zeichneten sich die Umrisse eines Schafes aus den Schatten neben seinem Bett ab. Ja, eines Schafes. Genauer gesagt, es war der alte Schafbock »Locke«, wie er ihn liebevoll nannte.

Die großen Augen des Tieres glänzten im schwachen Licht und fixierten ihn mit stummer Eindringlichkeit. Barim rieb sich die Lider und richtete sich mit einem Ruck auf.

»Locke? Was? Wie bist du hier hereingekommen?«, murmelte er verschlafen. Locke blökte ein »Määäh« als Antwort und machte ein paar tapsige Schritte rückwärts, wobei er eine Vase vom Nachttisch stieß. Der Lärm riss Barim endgültig aus dem Schlaf. Er fuhr herum, seine nackten Füße trafen auf den kalten Holzboden, während er nach Hemd und Hose tastete. Locke trottete gemächlich zur Tür hinaus.

Im Hof sah er dann das Durcheinander: Die kleine Schafherde, die sonst friedlich im Pferch döste, war entkommen. Einige Schafe hatten es sich in den Blumen bequem gemacht, andere durchwühlten mit gesenkten Köpfen die Gemüsebeete, und ein paar besonders neugierige Tiere versuchten, in die Scheune zu gelangen.

Mit einem tiefen Seufzer ließ er das nutzlose Seil sinken. Planloses Jagen würde sie nur weiter verstreuen. Stattdessen ging er langsam zur Scheune, öffnete das Tor einen Spalt breit und schüttelte den Hafersack, den er für die Tiere aufbewahrte. Das vertraute Rascheln ließ ein paar Köpfe hochfahren.

Dann, anstatt auf die Herde zuzugehen, begann er, sich langsam von ihr zu entfernen, in Richtung des Pferchs, und täuschte dabei eine Lässigkeit vor, die er nicht empfand. Ein paar der älteren Schafe,

die wussten, dass es nach der Rückkehr oft eine Belohnung gab, folgten ihm zögerlich. Die Herde bewegte sich.

Ein winziges Lamm, kaum wollig, flitzte immer wieder um seine Beine. Er versuchte, es zu greifen.

Sein Sprung nach dem Lamm endete mit einem schmatzenden Geräusch, als der aufgeweichte Boden ihn verschluckte. Kalter, nasser Schlamm kroch ihm in den Kragen und er schmeckte Erde.

Nach vielen vergeblichen Versuchen hatte Barim endlich genug Schafe eingesammelt und in ihren Pferch zurückgebracht.

Locke, der einzige Ausreißer, stand stur da, eine Statue aus Wolle und Starrsinn. Barim stellte sich ihm direkt gegenüber, packte den Bock an den gedrehten Hörnern. Das Tier stemmte sich dagegen, ein stummes Kräfteressen. Barim zwang den Kopf des Bockes langsam, aber unerbittlich herum, bis das Tier keine andere Wahl hatte, als einen Schritt in Richtung Pferch zu machen. Dann noch einen. Er führte ihn mit unnachgiebiger Kraft.

Als die letzte Latte des Gatters zuschlug, sank Barim erschöpft ins Gras. Gerade als er dachte, der Morgen könne nicht verrückter werden, hörte er ein lautes »Määäh«, nah und herausfordernd. Locke war erneut ausgebrochen und stand wie triumphierend neben ihm.

Barim stützte die Hände auf die Knie und ein Lachen, halb aus Erschöpfung, halb aus Unglauben, entrang sich ihm. Er blickte zu dem sturen Bock hinüber. »Das darf doch nicht ... du zähes Biest«, murmelte er kopfschüttelnd. »Für heute soll es dein Sieg sein.«

Er stand auf, klopfte sich den Dreck von den Kleidern und machte sich auf den Weg zurück ins Haus, wo er sich auf sein Frühstück mit frischem Brot freute.

Gestärkt von seinem Frühstück trat Barim auf die kleine Veranda vor seiner Hütte aus robustem Holz. Die alte Eichenbank unter dem Vorbau knarrte vertraut, als er sich mit einem dampfenden Becher Kräutersud niederließ.

Er nahm einen tiefen Schluck und seine Augen folgten dem Falken, der über die Reben kreiste. Die Blätter der Reben fingen das Morgenlicht ein. Bald würde die Lese beginnen, das spürte er am süßlichen Duft, den der Wind herübertrug. Es gab noch viel zu tun. Sein Blick wanderte weiter hinab zum Schwarzwassersee, dessen Oberfläche im Sonnenlicht funkelte. Die kleine Bootshütte duckte sich am Ufer, und er dachte daran, wie lange er nicht mehr zum Angeln gekommen war. Vielleicht morgen, wenn die Arbeit es zuließ. Ganz in der Ferne, kaum vom Himmel zu unterscheiden, ragten die Gipfel der Nebelberge auf. Wie immer hingen Wolkenfetzen an ihren Flanken. Ein Anblick, so vertraut wie das Knarren der Bank unter ihm. Ein Windstoß fuhr ihm über den Nacken, kalt wie der Hauch der Berge selbst, als warnte ihn das Gebirge vor dem, was jenseits der Wolken lauerte.

Er atmete tief durch. Der Duft von feuchter Erde, Weinlaub und dem Rauch aus seinem Kamin. Das hier war sein Platz. Trotz des schlammigen Morgens und der sturen Schafböcke war jeder Tag hier ein guter Tag.

Ein Schmunzeln huschte über sein Gesicht, als er an Lockes triumphierenden Blick dachte, und es vertiefte die Fältchen um seine Augen.

Als die Sonne bereits die Dächer traf, hörte Barim Hufgetrappel. Es war Romir. Barim saß noch mit seinem Becher Kräutersud vor seiner Hütte. Romir schwang ein Bein über den Pferderücken und landete leichtfüßig auf dem Boden. Ein breites Grinsen huschte über sein Gesicht, als er auf seinen Freund zuing. »Bei den Nebeln, Barim! Hast du mit einem Eber gerungen oder ist das nur der Schlamm vom Gemüsebeet?«, rief er. Barim winkte ihn herüber und deutete auf den leeren Platz neben sich. »Setz dich zu mir, Romir. Du wirst nicht glauben, was heute passiert ist.« Romir ließ sich auf die Bank fallen, die Hände nach dem dampfenden Becher greifend, die Barim ihm hinschob. »Lass mich raten. Locke?«

»Ja, siehst du das? Sein Werk.« setzte Barim an und deutete auf die Schlammspuren an seinen Hosen und erzählte. Als er geendet hatte, schlug sich Romir sich auf die Schenkel. »Bei den Nebeln, Barim! Locke treibt sein Spiel mit dir. Ich hätte zu gern gesehen, wie du dem Lamm nachgetaucht bist!

»Und als ich dachte, ich hätte endlich Ruhe, entkommt Locke mir doch tatsächlich nochmal!« schloss Barim seine Geschichte mit einem Kopfschütteln.

Romir lachte herzlich. »Das klingt nach einem typischen Morgen bei dir, Barim. Ich wette, der macht sich 'nen Spaß daraus.« »Ja, vermutlich«, sagte Barim grinsend, »Manchmal glaube ich, der Bock ist klüger als wir beide zusammen.« Romir griff nach dem Becher. »Das stimmt, alter Freund. Sei's drum. Lieber mit einem Schaf ringen als in der Stadtwacht schwitzen. Hier weiß man wenigstens, wofür man sich den Rücken krumm macht.«

Er nahm einen Schluck aus seinem Becher und sah auf die friedliche Landschaft, die sich vor ihnen ausbreitete. Für einen Moment saßen die beiden Freunde schweigend da, genossen die warme Sonne und den friedlichen Ausblick.

»Und jetzt?«, Romir drehte den Becher in seinen Händen, seine Brauen fragend gehoben. »Und was liegt heute noch an?« Barim seufzte und das Holz der Bank knarrte unter ihm, als er sich zurücklehnte.

»Jetzt, wo die Herde sicher ist, müssen wir in den Weinberg. Die unteren Reihen brauchen einen neuen Schnitt, bevor die Lese beginnt, sonst bekommen die Trauben nicht genug Sonne. Ich will damit heute noch anfangen.«

Romir stemmte sich hoch, ein Funkeln in den Augen: »Dann lass uns an die Arbeit gehen. Ich bin dabei. Aber erst nach einem weiteren Becher. Und vielleicht ein Stück von deinem Brot, das ich drinnen gesehen habe.«

Barim lachte. »Einverstanden. Aber denk daran, dass Locke und seine Bande uns immer im Auge behalten. Man weiß nie, was sie vorhaben.« Romir grinste, leerte seinen Becher mit einem letzten Zug und stellte ihn mit einem entschlossenen Klingen auf den Tisch. »Dann fangen wir mit dem Abenteuer im Weinberg an.« Er stand auf, und Barim folgte ihm, die Wärme der Morgensonne auf den Schultern.

Lieder der Erde

Die Morgendämmerung kroch über die Hügel, ein Tag, der von besonderer Bedeutung sein sollte. Heute feierten sie Romirak Tamrocks Geburtstag – oder einfach Romir, wie die meisten ihn nannten. Sein Alter war ein Rätsel – auch für ihn. Als Säugling hatte man ihn vor den Toren eines Klosters abgelegt, später wuchs er auf einem Hof am Rande des Schwarzwassersees heran. Den Geburtstag hatten die Mönche irgendwann willkürlich bestimmt, ein Datum, das aber niemand je belegen konnte.

Barim brannte darauf, den Geburtstag seines Freundes auf seinem Hof am Schwarzwassersee zu einem Fest zu machen, das man nicht so leicht vergisst. Romir hatte ihm oft genug den Rücken gestärkt – sei es bei den Weinstöcken in sengender Hitze oder beim Flicken des Dachs im Sturm. Auf ihn konnte Barim zählen, wenn andere längst fortblieben.

Die aufgehende Sonne tauchte den Himmel in ein warmes Glühen. Im Haus von Barim, wo Romir seit dem letzten Herbst untergekommen war, hallte ein leises Klopfen von der Holztür seines Zimmers wider. Barim wartete davor, mit einem leichten Grinsen. In seinen Händen hielt er ein Geschenk, gehüllt in ein Tuch aus gebleichtem Leinen.

Die Tür öffnete sich. »Alles Gute, mein Freund!«, sagte Barim mit rauher Wärme und hielt ihm das Bündel entgegen. Romir zögerte, dann nahm er es mit zitterigen Fingern und schlug das Tuch zurück. Ein fein geschmiedetes Messer kam zum Vorschein. Die Klinge schimmerte matt im Morgenlicht, der Griff war mit filigranen Eichenlaubranken aus Messing belegt.

»Ein Messer von solcher Pracht ... Barim, das ist ... zu viel. Das ist die Arbeit eines Meisters.« Seine Stimme brach leicht, die Augen weit aufgerissen.

Er starrte auf das Geschenk, seine Finger schwebten einen Moment lang unsicher darüber, bevor er es wagte, es zu berühren. Barim lachte. »Ich steh' in deiner Schuld, alter Freund!« Barim stieß ihm freundschaftlich gegen die Schulter. »Ohne dich hätte die letzte Flut nicht nur den Keller, sondern den ganzen Hof geholt.«

Romir ließ das Gewicht des Messers in seiner Hand wirken. Ein Grinsen zuckte um seine Lippen. »Schon vergessen, dass du mich erst dazu überreden musstest, in das eiskalte Wasser zu steigen? Deine Idee war so etwas wie, dem Wasser gut zuzureden, bis es von selbst abfließt.« Er hob eine Augenbraue. »Gut, dass wenigstens einer von uns einen kühlen Kopf bewahrte.« Barim lachte schallend auf, ein tiefes, erdiges Geräusch. »Und gut, dass einer von uns stark genug ist, Sandsäcke zu schleppen, als wären es Heuballen!«, konterte er. »Na komm her, du undankbarer Wicht!« Er zog Romir in eine feste Umarmung, die mehr über ihre Verbundenheit aussagte als alle Worte. Als sie sich lösten, drangen vom Hof her bereits die ersten lauten Stimmen der ankommenden Gäste zu ihnen herein.

Die Leute strömten herbei, Freunde und Nachbarn aus dem Dorf Heurecht, und Barim empfing sie mit offenen Armen, wies ihnen Plätze am langen Tisch zu und lockte mit dem Duft des Festmahls.

An diesem Morgen stand Barim früh auf, um den Hof mit Hilfe der Nachbarn und Freunden zu schmücken und alles für die Feierlichkeiten vorzubereiten. Bald flatterten bunte Girlanden aus Blumen und Stoff zwischen den Bäumen und verliehen dem Hof eine festliche Atmosphäre. Auf den langen Holztischen warteten bereits frische Blumensträuße und Reihen von Kerzen auf die einbrechende Dunkelheit. Für das Festmahl bereitete Barim Romirs Lieblingsspeisen vor: saftigen Hasenbraten, knuspriges Brot, frisches Gemüse aus dem eigenen Garten.

Barim hievte ein weiteres Fass Met auf die Böcke und sein lautes Lachen mischte sich unter die Rufe der Gäste, als er ihre Krüge bis

zum Rand füllte. »Trinkt, Freunde! Heute Abend soll kein Becher leer und kein Bauch unzufrieden bleiben!«

»Nun, ihr Söhne und Töchter von Heurecht!«, dröhnte Barims Stimme über den Hof, mühelos die Aufmerksamkeit aller auf sich ziehend. Er stand neben einer aufgestellten Strohscheibe, einen einfachen Langbogen in der Hand. »Wer glaubt, ein ruhigeres Auge zu haben als das Geburtstagskind? Der beste Schütze gewinnt ein ganzes geräuchertes Huhn für seinen Tisch!«

Ein anerkennendes Raunen ging durch die Menge. Romir trat mit einem schiefen Lächeln vor und nahm den Bogen, den Barim ihm hinhielt. Das Holz fühlte sich vertraut in seinen Händen an. »Nur ein Huhn, Barim?«, stichelte er leise, nur für seinen Freund hörbar. »Ich hätte mindestens ein Schwein erwartet.« Er legte einen Pfeil auf, zog die Sehne zurück, sein Blick wurde scharf und konzentriert. Der Pfeil surrte los und bohrte sich zitternd in den inneren Kreis der Scheibe.

Barim klopfte ihm anerkennend auf den Rücken. »Das Schwein hebe ich mir für den Tag auf, an dem du lernst, eine gerade Furche zu pflügen«, brummte er zurück, sein Bart zuckte vor unterdrücktem Lachen, bevor er sich wieder an die Menge wandte. »Seht ihr? So wird das gemacht! Wer ist der Nächste? Harek, du alter Griesgram, zeig uns, ob du mit dem Bogen so gut bist wie mit dem Hammer!« Einer nach dem anderen versuchte sein Glück, letztendlich gewann der junge Leron von einem der Nachbarhöfe.

Später mischte sich der Klang von Flöten und Trommeln unter die Stimmen, die alte Lieder anstimmten, und ein Graubart am Feuer spann Geschichten, denen die Kinder mit offenen Mündern lauschten.

Romir sah, wie der sonst so griesgrämige Schmied Harek versuchte, einen Tanzschritt nachzuahmen, dabei beinahe in einen Heuballen stolperte und in ein dröhnendes Gelächter ausbrach, das sein ganzes Gesicht erbeben ließ. Selbst Harek lachte mit.

Romir saß an der langen Tafel zwischen dem Schmied Harek und Barim, der gerade einer jungen Frau namens Evari erklärte, warum die Karotten dieses Jahr so süß seien. »Du musst sie neben die Bohnen pflanzen«, sagte Barim und deutete mit seinem Messer auf das Gemüse auf seinem Teller. »Die Bohnen geben dem Boden Kraft zurück, die Karotten nehmen sie sich. Ein einfacher Tausch, so wie in einer guten Nachbarschaft.« Er zwinkerte Evari zu, die errötete.

Romir nahm einen Bissen vom Hasenbraten. Der Geschmack war kräftig und würzig. »Ich habe schon viele Hasen gegessen«, sagte er in die Runde, »aber keiner schmeckte so. Was ist dein Geheimnis, Barim? Hast du ihn mit Met gefüttert?«

Barim lachte. »Besser. Ich habe ihn dort erlegt, wo die wilden Kräuter am Ufer des Sees wachsen. Der Hase frisst die Kräuter, der Jäger isst den Hasen. Du isst den Geschmack des Waldes, mein Freund. So einfach ist das.« Er lehnte sich zurück, blickte zufrieden über die Tische voller Menschen und Essen. »Der Boden gibt, wenn man weiß, wie man ihn behandelt.«

Dann erhob er sein Glas. Für einen kurzen Augenblick, bevor er zu sprechen begann, wanderte Barims Blick über die Gesichter seiner Freunde und Nachbarn, dann weiter zu den gefüllten Vorratskammern und den soliden Balken seines Hauses. Romir, der ihn besser kannte als jeder andere, erkannte den Ausdruck: Es war nicht nur Freude, sondern auch die stille, grimmige Entschlossenheit eines Mannes, der wusste, dass das Glück eines ganzen Dorfes von einem guten Jahr und einer guten Ernte abhing. Erst dann strahlte Barim wieder seine gewohnte Wärme aus und sprach von Freundschaft und gemeinsamem Glück.

Die Nachmittagssonne warf goldenes Licht über den Hof, als einige Musiker begannen, fröhliche Melodien zu spielen. Die Tanzfläche füllte sich, und Romir fand sich schnell von Freunden umgeben, die ihn zum Tanz aufforderten.

Rufe und Gelächter hallten über den Hof, während die Gäste sich in Gruppen sammelten, Becher hoben und einander Schwänke erzählten. Mit der sinkenden Sonne griffen Barim und die anderen nach Fackeln und Laternen, deren Flammen den Hof in ein goldenes Leuchten hüllten, das die Schatten tanzen ließ.

Die Feierlichkeiten erreichten ihren Höhepunkt, als Dutzende kleiner, selbstgebauter Flöße mit Kerzen auf dem Schwarzwassersee ausgesetzt wurden. Langsam drifteten sie hinaus und verwandelten die dunkle Oberfläche in einen schwimmenden Sternenhimmel. Ein ehrfürchtiges Schweigen legte sich über die Menge, während die unzähligen kleinen Flammen auf den Wellen tanzten und ihre Gesichter von Staunen erhellten. Romir warf einen Blick auf Barim, der mit einem tiefen, zufriedenen Lächeln auf den See blickte. Ein stummes Nicken zwischen ihnen genügte, um alles zu sagen.

Viel später, als die letzten Gäste gegangen waren und das Knistern des Lagerfeuers das einzige Geräusch in der Stille war, saß Romir auf der Veranda. Mit einem Lächeln der Dankbarkeit ließ er den Tag nachklingen. Seine Finger strichen über den kühlen Griff des neuen Messers an seinem Gürtel. Es war eine Gabe der Freundschaft, ein Werkzeug für den Hof. Aber es war auch eine Klinge, gemacht für die Straße und die Wildnis. Sein Blick hob sich vom erlöschenden Feuer und wanderte nach Osten, dorthin, wo die Silhouette der Berge im Sternenlicht kaum zu erahnen war und die sagemumwobenen Nebelreiche lagen. Ein Teil von ihm hatte hier ein Zuhause gefunden. Doch ein anderer Teil wusste, dass dies nur eine Rast war.

Die ersten Vorboten

Mit dem Herbst brach die Weinlesezeit auf dem Hof von Barim Fassholz an. Die Luft war erfüllt vom Duft reifer Trauben und die Weinberge glänzten in Rot und Gold, als sich die Freunde und Nachbarn versammelten, um gemeinsam die kostbaren Früchte zu ernten. Barim strich mit dem Daumen über eine pralle, purpurrote Beere. »Siehst du den leichten Staub darauf, Romir?«, sagte er, seine Stimme leise vor Stolz. »Das ist der Beweis. Kein Hagel, genug Sonne und gerade so viel Regen, wie man es sich nur wünschen kann. Die Nebel waren uns gnädig dieses Jahr.«

Romir grinste, ohne von seiner Arbeit aufzusehen. »Die Nebel, dein ständiges Murmeln und wahrscheinlich das Glück, dass du dieses Jahr nicht versucht hast, selbst zu keltern. Aber ja, es ist ein guter Jahrgang.« Sein Ton war spöttisch, doch in seinen Augen lag die gleiche Zufriedenheit wie in Barims. Die Kühle des Morgens lag noch in den Tälern. Der Geruch von feuchter Erde und das nahende Summen Dutzender Stimmen mischten sich in der Luft.

Romir neben ihm wetzte sein Winzermesser mit schnellen, sicheren Zügen. »Die letzte Reihe vor dem Mittagessen«, sagte er und warf Barim einen herausfordernden Blick zu. »Wette, meine Seite ist schneller sauber?« Barim lachte nur und schüttelte den Kopf, bevor seine laute Stimme wieder über die Reihen schallte, hier ein Scherz, dort eine Anweisung, wie etwa ein widerspenstiger Rebstock zu behandeln sei. Sie teilten sich in Reihen auf und pflückten die Trauben mit behutsamen Händen. Ihre Finger bewegten sich geschickt und schnell, zupften die Traubenstiele mit einer geübten Drehung ab, ohne die dünnen Häute der Beeren zu verletzen.

Als der letzte Korb den Hang hinuntergetragen war, richteten sich die Helfer auf, rieben sich die schmerzenden Rücken und ein Lächeln zog über die verschwitzten Gesichter. Einer stimmte ein altes Erntelied an, und bald fiel die ganze Reihe mit heiseren, aber zufriedenen

Stimmen ein. Sie kehrten zum Hof zurück, um die Früchte ihrer Arbeit zu feiern und sich auf die kommenden Tage und Wochen vorzubereiten, in denen der kostbare Saft der Trauben langsam zu köstlichem Wein verwandelt werden würde.

Eines Morgens, als Barim die Fässer im Keller rückte, trat ein Nachbar durch das Tor. »Ein Fremder war in Heurecht«, sagte er, »hat nach dir gefragt. Ich sage dir, Barim, die Art, wie er einen ansah ... da stellt man keine Fragen.« Barim hielt inne, die Hand noch am kühlen, feuchten Holz des Fassrandes, und spürte ein Ziehen in der Stirn, das nichts mit der Kellerkälte zu tun hatte. Händler mit falschen Versprechen kamen ihm in den Sinn – Männer mit honigsüßen Worten und leeren Händen, die ihn im letzten Jahr geplagt hatten. Doch sein Leben drehte sich um den Hof, die Reben, die Dorfleute – nicht um Fremde jenseits des Tals.

Die Tage schmeckten nach feuchtem Keller und dem Versprechen des jungen Weins. Barim verbrachte die Abende damit, seine Werkzeuge für den Winter zu ölen, die Stille nur vom Knistern des Feuers und Tuks zufriedenen Schnauben aus dem Stall unterbrochen.

Am Tag zwang die Arbeit die Unruhe in den Hintergrund, doch kaum lag er im Dunkeln, sah er wieder fremde Gesichter vor sich – das spöttische Grinsen des Händlers, der ihm vor zwei Jahren sauer gewordenen Wein andrehen wollte, oder die kalten Augen des Zöllners aus Helmheim. Er drehte sich auf die andere Seite und zog die Decke fester um sich. »Soll er doch herkommen«, murmelte er ins Dunkel, die Decke bis ans Kinn gezogen, »dieser Fremde, wenn er was will.«

An einem Vormittag, als die Herbstsonne die Nebel über den Hügeln zerriss, sattelte Barim seinen Esel Tuk, dessen graues Fell unter den vielen Packsäcken kaum noch zu sehen war. Er wollte einige notwendige Besorgungen im Dorf Heurecht machen. Heurecht, klein im Vergleich zu den naheliegenden Städten wie Helmheim, hatte einen eigenen Charme. Das bunte Treiben auf dem kleinen

Marktplatz, das Gemurmel der Menschen und die vereinzelt Marktstände fesselten Barims Aufmerksamkeit.

Schon am Ortseingang von Heurecht drang das Stimmengewirr des Marktes an Barims Ohren – ein verlässliches Gemisch aus Händlergeschrei, dem Mäkeln der Hausfrauen und dem Lachen der Kinder. Hier erfuhr man mehr als aus jeder angeschlagenen Bekanntmachung.

Barim drängte sich durch die Menge, hielt bei einem Stand inne, wo ein Mann mit einer Fellmütze gebratenes Fleisch wendete, und fragte nach dem Preis.

Im Gedanken an die fast schon vergessene Nachricht von einem Fremden steuerte Barim dann das Gasthaus an. Der Wirt, ein breiter Mann mit einem Schnurrbart, wischte einen Krug sauber und sah auf. »Ein Fremder, ja. Gestern. Fragte nach einem Barim Fassholz. Trug einen Mantel, schwarz wie eine mondlose Nacht. Sah nicht aus wie ein Bauer oder Händler. Eher ... ein Gelehrter, vielleicht? Die Art, wie er sprach, war sehr gewählt. Nicht so wie die meisten hier.« Barim lehnte sich an den Tresen, die Brauen dicht zusammengezogen.

Der Wirt zögerte, sein Blick huschte nervös zur Tür. »Da war noch was«, flüsterte er und beugte sich vor. »Er war nervös, sah sich andauernd um. Auch die anderen Gäste musterte er aufmerksam. Ich mag es nicht, wenn einer so tut, als hätte er etwas zu verbergen. Das sind die, vor denen man sich in Acht nehmen sollte.« Er schob einen Krug beiseite. »Am nächsten Tag ist er dann weitergezogen. Wohin, weiß ich nicht.« Barim legte eine Münze auf den Tisch und verließ das Gasthaus, ohne dass seine Fragen beantwortet wurden – es kamen eher neue hinzu.

Nach einem geschäftigen Tag auf dem Markt machte er sich auf den Rückweg zu seinem Hof. Die Sonne neigte sich bereits dem Horizont zu, als er das Dorf hinter sich ließ und den vertrauten Weg durch die sanften Hügel und Felder einschlug.

Er sog die kühle Luft ein, die nach Laub und Erde roch. Tuks Hufe klapperten leise auf dem steinigen Weg, und das Rascheln der trockene-

nen Blätter war das einzige Geräusch. Als sein Hof in Sicht kam, hielt er Tuk unwillkürlich an. Alles schien wie immer, die Scheune, die geschlossene Stalltür. Doch die vertraute Ruhe fühlte sich heute seltsam an, wie eine dünne Eisschicht über tiefem, dunklem Wasser. Sein Blick wanderte zum Hoftor, als erwarte er, dass es sich jeden Moment für einen ungeladenen Gast öffnen würde.

Der Reisende

Dumpfe Hufschläge durchzogen die morgendliche Stille auf dem Hof. Barim ließ sein Rebmesser sinken und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Neben ihm richtete sich sein Freund Romir auf, seine vom Wetter gebräunte Hand hielt die aufgehende Sonne fern.

Der Fremde auf dem Pferd bewegte sich mit der Selbstverständlichkeit eines Mannes, der sein halbes Leben im Sattel verbracht hatte. Seine Stiefel, zerschlissen und abgenutzt, zeugten von langen Reisen, doch seine Haltung hatte nichts von einem Mann, dem die Last der Reise quälte. Er stieg nicht ab wie ein müder Wanderer, sondern schwang das Bein mit einer Leichtigkeit über den Sattel, die von Gewohnheit sprach. Sein Blick überflog den Hof nicht suchend, sondern prüfend, bevor er ohne zu zögern auf die beiden Männer zuschritt. Als er etwas näher kam, bemerkte Barim die feinen Narben auf seinen Händen.

Feine Linien durchzogen die sonnengegerbte Haut seiner Handrücken, eine kleine Narbe teilte seine linke Augenbraue. Mit einem Lächeln ging der Fremde auf sie zu. »Seid Ihr Barim Fassholz?«, fragte er und Barim neigte leicht sein Haupt. »Mein Name ist Erwaldor. Ich suche Euch schon seit Wochen.« Barim spürte Neugier und erwiderte die Begrüßung.

»Man sagt, Ihr fragt in der ganzen Gegend nach mir. Warum? Was wollt Ihr von mir?« Barims Finger zuckten leicht, als wüsste er nicht, wohin mit seinen Händen. Erwaldor nickte ernst und sprach mit tiefer Stimme: »Ich bringe Euch Neuigkeiten, über Euch und Euer Leben, Barim Fassholz. Oder sollte ich sagen, Barim Barwaad?« Barims Stirn zog sich in Falten, sein Blick irrte über den Fremden.

»Was ... was meint Ihr damit?«, fragte er. »Nun, das ist eine lange Geschichte.« Die Freunde geleiteten den Reisenden zur kleinen Veranda, und boten ihm einen Platz auf der alten Bank an. Erwaldor

zog eine Schachtel hervor und öffnete sie langsam. Barim merkte, dass er das Rebmesser noch umklammert hielt. Das Summen der Insekten im Weinberg schien verstummt zu sein. Selbst Romir, der nie stillsaß, war zu einer Statue erstarrt.

In der Schachtel waren zwei Gegenstände: eine alte, vergilbte Schriftrolle und ein zerbrochenes Stück Metall, das aussah wie der Rest eines kostbaren Amuletts oder eines heiligen Gegenstandes. »Diese Fundstücke erzählen die Geschichte Eurer Herkunft, Barim«, sagte der Reisende mit eindringlicher Stimme.

»Ich habe vor langer Zeit begonnen, die Geschichten der Nebelreiche genauer zu untersuchen. Dabei fand ich auch Aufzeichnungen über die Gegend um Tirusa und Gohim im Nordwesten des Schwarzwassersees. Ein Name taucht immer wieder auf: Krimar Barwaad. Dieser Mann stammte aus Gohim und war einst ein mächtiger Herrscher. Eine der Aufzeichnungen habe ich hier bei mir, es ist diese Schriftrolle.« Barims Atem blieb kurz weg, als der Name Krimar fiel. Ein Schatten huschte über sein Gesicht, doch seine Lippen blieben verschlossen. Wortlos führte er Erwaldor ins Haus. Dort, im dämmrigen Licht, legte der Reisende die vergilbte Schriftrolle auf den Tisch. Die Symbole darauf wirkten wie lebendig, als würde eine unsichtbare Hand sie formen und wieder auflösen. Erwaldor runzelte dabei die Stirn, während er über die Schriftrolle fuhr.

»Ein Händler aus dem Osten überlies sie mir, er konnte damit nichts anfangen. Es fiel mir anfangs noch nichts auf, aber mit der Zeit entdeckte ich die Bedeutung einiger Wörter. Es ist altkrolahnisch. Eine Sprache, die niemand mehr beherrscht. Auch ich nicht. Aber seht hier«, er deutete auf einige Wörter im oberen Teil. »Das hier ist der Name Krimar Barwaad. Nun wollte ich wissen, wer das war, und suchte weiter. Weiter unten ist auch von einem Berg und einer alten Schmiede die Rede.«

Romir beugte sich über die Rolle, seine Augenbrauen zusammengezogen. »Altkrolahnisch ... ich dachte, diese Sprache sei seit Jahr-

hundertten tot. Gibt es überhaupt noch jemanden, der sie lesen kann?« Erwaldor seufzte leise. »Nur die Schriftgelehrten in den Hauptstädten oder einige Mönche in den Klöstern, so sagt man. Ich kann nur einzelne Worte entziffern – Namen, Orte. Genug, um einer Fährte zu folgen, aber zu wenig, um die ganze Geschichte zu verstehen.«

»Krimar Barwaad« Barim schmeckte das Wort auf seiner Zunge. »Der Name ... ich habe ihn schon einmal gehört. Aber wo? Hat er mit meiner Familie zu tun?« Romir sah ihn an, überlegte etwas und meinte: »Könnte es in den Kirchenbüchern in Helmheim Eintragungen geben? Die früheren Besitzer des Hofes und deine Familie sollten doch darin verzeichnet sein?« Barim strich mit der Hand übers Kinn: »Ja, das könnte sein, dort könnte ich ihn gelesen haben.«

Erwaldor hob eine Augenbraue, seine Stimme wurde leiser. »Ich habe die alten Bücher in Helmheim bereits durchgesehen. Und was ich fand, wird euch den Atem rauben.«

Erwaldor lehnte sich zurück und betrachtete Barim lange, bevor er sprach.

»Barim, in euren Adern fließt das Blut eines Herrschers. Das Blut von Krimar Barwaad.« Barim starrte ihn einen Moment an, dann brach ein bitteres Lachen aus ihm hervor.

»Ein Herrscher?«, lachte er bitter auf. »Erwaldor, ich weiß, wie man Reben schneidet, damit sie stark wachsen, und wie man die Fäulnis erkennt, bevor sie eine ganze Ernte vernichtet. Ich führe keine Männer in die Schlacht, ich führe das Wasser zu den Wurzeln. Meine Hände riechen nach Erde, nicht nach Gold und Blut.«

Erwaldor lächelte nachdenklich, fast mitleidig. »Ihr versteht es nicht, oder? Ein Herrscher ist manchmal nicht nur ein Mann auf einem Thron. Es ist jemand, der führt, auch wenn er nicht will. Jemand, der Verantwortung trägt, selbst wenn sie ihn zu Boden drückt.«

Barim wandte den Blick ab, die Hände in den Schoß gelegt. »Was könnt Ihr schon von mir wissen? Ich habe nie nach einer solchen

Bürde verlangt.« »Und doch tragt ihr sie in Euch, ob Ihr es Euch eingesteht oder nicht«, erwiderte Erwaldor leise. »Die Frage ist nicht, ob ihr bereit seid. Die Frage ist, wie lange ihr Euch weigern wollt, es zu sehen.« nach einer kurzen Atempause fuhr er fort: »Krimar Barwaad, so fand ich heraus, war einst Herr über die Reiche. Er vereinte sie und gab ihnen Einigkeit. Ebenso las ich über ein Siegel der Macht, das damals von großer Bedeutung war. Ein überaus mächtiges Relikt aus dieser Zeit. Daher nannte man ihn auch den Hüter – den Hüter des Siegels der Macht.« Die beiden Freunde lauschten aufmerksam weiter Erwaldors Worten.

»Die drei Nebelreiche«, so fuhr er fort, während er aus einem alten Krug Wein einschenkte, »waren einmal vereint. Eure Vorfahren, die Barwaads, spielten eine Schlüsselrolle in dieser Einigung. Krimar war mehr als ein Herrscher – er war ein Friedensstifter in einer Zeit, als jedes Königreich wie ein verwundeter Wolf auf sein Territorium starrte. Er war ein Hüter.«

Barim lehnte sich vor. »Erzählt mir mehr von meiner Familie.« »Eure Vorfahren stammten aus den Grenzlanden zwischen Gohim und Tirusa. Ein Gebiet voller Konflikte, wo Händler Dolche unter ihren Umhängen trugen und Bauern nachts Wachen hielten. Da Krimar Barwaad aus dieser Gegend stammte, kannte er die Zwistigkeiten, und er fand sie auch in den Reichen wieder.«

Der Reisende rückte etwas näher an den Tisch und fuhr dann fort. »Barim, Ihr seid ein Nachfahre Krimar Barwaads, und in Euch fließt sein Blut. Eure Verbindung zu dieser Magie ist stärker, als ihr es Euch vorstellen könnt.« Barim spürte, wie sich seine Kehle zuschnürte. Ein Hüter? Er? Alles in ihm schrie, das sei ein Irrtum – und doch, etwas in ihm wollte es glauben. Er lehnte sich zurück, »Davon habe ich bisher nichts gemerkt. Das Einzige, was ich hüte, sind meine Schafe und meine Weinstöcke. Was soll das für eine Macht sein? Herr Erwaldor seht uns doch an, sehen wir wie Hüter oder Magier aus?« Erwaldor antwortete schroff:

»Nehmt das nicht auf die leichte Schulter.« Erwaldors Stimme war kein Vorschlag mehr, sondern eine ernste Forderung.

»Das Verborgene zeigt sich nicht immer sofort. Wenn die Schriften wahrsprechen, so habt ihr eine Bürde und auch eine Verantwortung, die Euch bald schon einholen wird. Ihr könnt dem nicht entkommen.«

Barim wich erschrocken zurück, seine Hände zitterten leicht: »Ihr sprecht mehr und mehr in Rätseln.«

»So lasst es mich erklären.« Erwaldor senkte seine Stimme. »In den Schriften heißt es: Wenn der Schatten fällt, wird das Blut der Hüter erwachen, um das Land zu zerreißen oder zu einen.« Erwaldor schaute Barim ernst an. »Die Mächte, die in Euch schlummern, könnten der Schlüssel sein, um die Dunkelheit abzuwehren oder sie hervorzurufen. Erst wenn Ihr Eure Verbindung zu dieser Macht annehmt, werdet Ihr es vollends verstehen.«

Dann legte er das Bruchstück aus seiner Schachtel in die Mitte des Tisches: »Dieses Teil ist ein Bruchstück und spielt eine wichtige Rolle, welche das ist, vermag ich noch nicht zu sagen. Es scheint aber mehrere Teile wie dieses zu geben. Vielleicht ist es sogar ein Teil des besagten Siegels der Macht.«

Dann sprach er in einem strengeren Ton weiter: »Es scheint, als ob sich die Prophezeiungen bewahrheiten. Ihr habt bestimmt schon Kunde davon bekommen. Es gibt einigen Aufruhr im Reich. An verschiedenen Stellen meiner Reise berichtete man von Überfällen, Plünderungen und Brandschatzungen. Menschen wurden verschleppt und Höfe zerstört. Auf meinen Weg zu euch begegnete ich vielen Reisenden, die alle Ähnliches berichteten. Es ist eine Gefahr im Anmarsch und nur eine Frage der Zeit, bis sie groß genug ist, um den Reichen gefährlich zu werden.« Eine Gefahr im Anmarsch. Barims Augen zuckten zum Fenster, dachten an die unverschlossene Stalltür und an den Weg, der unbewacht zum Hof führte.

Er starrte auf das Bruchstück, seine Gedanken ein Wirbel aus Zweifeln und Hoffnung. »Ein Hüter?« Seine Stimme klang brüchig, als hätte er die Bürde schon gespürt, die Erwaldor ihm auflud.

Dann griff Barim nach dem Bruchstück. Kaum streiften seine Finger das metallene Fragment, da durchfuhr ihn ein Zittern wie ein Blitzschlag. Das Medaillon vibrierte in seiner Hand, pulsierte mit einem eigenen, fremdartigen Leben. Mit einem erstickten Laut sprang er auf, sein Stuhl krachte zu Boden. Das Fragment fiel klirrend auf den Tisch. Die drei Männer sahen sich verwundert an.

Romir nahm seinen Mut zusammen und berührte es mit einem Finger. Dann nahm er es und es lag tot und kalt in seiner Hand. Barim zog die Augenbrauen hoch und sah Romir an »Du spürst nichts?«, fragte er keuchend. Romir schüttelte langsam den Kopf. Seine Augen verrieten eine neue Mischung aus Furcht und Faszination.

Sein Blick traf den seines Freundes. »Barim ... was war das? Was hat das zu bedeuten? Ich verstehe das nicht. Was ist das für ein Zauber?« sein Blick richtete sich an Erwaldor: »Das ist keinerlei Zauber. Für mich ist das der Beweis, Herr Barim, für Eure Bestimmung. Es ist die alte Magie der Hüter. Ihr müsst herausfinden, was das alles bedeutet, wer Ihr seid und was eure Bestimmung ist. Begeht euch auf die Suche. Auf einer Suche nach euch selbst. Und wenn ihr ein Hüter seid, ist eure Aufgabe noch bedeutender, als wir uns hier vorstellen können.« Barim sagte nichts, sondern senkte nur den Kopf.

»Wir sollten vorsichtig sein und das Teil lieber gut verwahren«, meinte Romir und wickelte es wieder in sein Tuch ein.

Das Feuer im Kamin war zu einer tiefroten Glut zerfallen, die kaum noch Wärme spendete. Die Schatten im Raum waren lang und tief geworden, sie ließen Erwaldors Gesicht hager und seine Augen wie dunkle Höhlen wirken. Seit er zu sprechen begonnen hatte, war der Wein in den Bechern unberührt geblieben. Die anfängliche Neugier der beiden Freunde war einer beklommenen Anspannung gewichen.

Romir war der Erste, der die schwere Stille durchbrach. Seine Stimme klang rau. »Und diese Bedrohung, von der Ihr sprecht«, sagte er, und sein Blick ging zum Fenster, als könne er die Gefahr dort draußen sehen. »Diese Überfälle ... das hat also mit diesen alten Geschichten zu tun?«

Erwaldors Lippen verzogen sich zu einem bitteren Lächeln. »Sie sind mehr als Geschichten. Sie sind eine Warnung. Eine, die vergessen wurde. Es ist ein Echo. Ein Echo aus einer Zeit, als die Furcht einen Namen hatte: der Schattenritter.«

»Der Schattenritter«, murmelte Barim und schüttelte kaum merklich den Kopf. »Das ist ein Märchen, das man Kindern erzählt, damit sie nach Einbruch der Dunkelheit nicht mehr vor die Tür gehen.«

»Jedes Märchen wurzelt in einem Körnchen Wahrheit, Barim Fassholz«, erwiderte Erwaldor, und seine Stimme wurde so leise, dass die beiden sich vorbeugen mussten, um ihn zu verstehen. »Stellt euch Reiter vor, deren Hufe nicht nur Spuren im Boden hinterließen, sondern Risse in den Seelen der Menschen. Stellt euch einen Anführer vor, der nicht lebte und nicht starb, gefangen zwischen den Schatten der Nebelreichberge. Das ist keine Geschichte, um Kinder zu erschrecken. Das ist die Erinnerung an eine Dunkelheit, die droht, wiederzukehren.«

Nachdem Erwaldors warnende Worte verklungen waren, war es Romir, der die Verbindung knüpfte. »Die Nebelreichberge«, wiederholte er leise. »Die Höfe, die überfallen wurden ... Ihr sagtet, Ihr seid ihnen auf dem Weg zu uns begegnet. Sie liegen alle in der Richtung der Berge, nicht wahr?« Erwaldor nickte nur, doch sein Blick lag einzig auf Barim.

Barim stand langsam auf, die Beine fühlten sich steif an. Er trat ans Fenster und starrte hinaus in die Nacht, obwohl es dort nichts zu sehen gab außer der Schwärze zwischen den Weinreben. Aber er sah nicht hinaus. Er sah die Bilder, die Erwaldors Worte in ihm gemalt hatten: Reiter aus Schatten, die aus den Bergen strömten. Die glei-

chen Berge, von denen die alten Geschichten seiner Familie erzählten. Ohne sich umzudrehen, fragte er mit tonloser Stimme: »Sie kommen wieder, nicht wahr?«

»Wenn die Prophezeiung wahr ist«, erklärte Erwaldor bedächtig, »dann ist dieses Siegel mehr als ein Erbstück. Es ist der einzige Weg, um die Reiche zu schützen. Die anderen Teile müssen gefunden werden. Bevor es zu spät ist.« Barim spürte, wie sich sein Magen zusammenzog. Die Dunkelheit der Vergangenheit schien sich mit seiner eigenen Familiengeschichte zu vermischen, und die Frage nach seiner Bestimmung wurde immer drängender.

Die Nacht war längst hereingebrochen, als sein Blick erneut auf das kalte Metallfragment auf dem Tisch fiel. Es war nicht nur ein Erbstück. Es war ein Schlüssel. Und zum ersten Mal in seinem Leben fühlte es sich schwerer an als jeder Stein in seinem Weinberg.

Wo der Weinberg endet

Die Tür der Kammer schwang knarrend auf, als Erwaldor Barim und Romir mit einem raschen Wink hereinbat. Staub wirbelte im flackernden Kerzenlicht auf, als er sprach: »Ein Bote aus dem Felsental hatte es bis zu uns geschafft. Seine Zunge war herausgeschnitten und er hatte Brandmale an seinen Armen. Er hat diese Karte hinterlassen.« Erwaldor schob eine Karte über den Tisch. »Drei weitere Dörfer sind ausgelöscht. Wir sind nicht mehr sicher.«

Barim umklammerte die Armlehnen seines Stuhls, während Erwaldor mit ernster Stimme fortfuhr: »Barim, die Wirkung des Siegelteils auf Euch war Beweis genug. Wenn ihr jemanden findet, der die Texte übersetzen kann, erfahrt ihr mehr über die Teile und deren Fundorte. Ihr werdet eine Reise antreten müssen, die Euch tief in die Nebelreichberge führt, in die östlichen oder nördlichen Länder. Dort könnten die Antworten liegen.«

Romir saß daneben. »Barim«, begann Erwaldor erneut, »Ihr tragt das Erbe dieser uralten Mächte in Euch, das haben wir gesehen. Die Wahrheit, die wir suchen, könnte nicht nur unsere Zukunft retten, sondern sie ist auch tief in Eurer Vergangenheit verwurzelt. In der Geschichte der Hüter.«

Kein Märchen. Die Worte trafen ihn wie Faustschläge. Ein Hüter? Er? Das leise Ahnen wurde zu einer brüllenden Gewissheit, die ihn bis ins Mark erschütterte.

Die Worte seines Vaters, die ihn sein Leben lang begleitet hatten – Ratschläge zum Schnitt der Reben, Warnungen vor Frost – erschienen ihm plötzlich wie eine sorgfältig errichtete Mauer. Und er begriff erst jetzt, welch einen Abgrund sie vor ihm verborgen hatte.

Barim erinnerte sich an die stillen Abende auf dem Hof, als er noch ein Junge war. Die sanfte Stimme seines Vaters, der ihm von den Geheimnissen des Weinbaus erzählte, während sie zusammen durch die Reben gingen, hatte ihn tief geprägt. Diese Erinnerungen trug er in

sich wie einen letzten Rest Wärme aus besseren Tagen. Sein Vater hatte ihm beigebracht, Verantwortung zu übernehmen und für das zu kämpfen, was ihm wichtig war.

Doch nie hatte sein Vater auch nur ein Wort über eine alte Macht, über die Verantwortung oder über die Prophezeiungen verloren. Warum hat er mir das vorenthalten? Aus Furcht vor der Wahrheit? Um mich zu schonen? Diese Fragen nagten nun an Barims Seele. Sein Herz begann zu rasen, und die kleinen Härchen auf seinen Armen stellten sich auf.

»Was soll ich denn machen? Einfach losziehen, wie Erwaldor meint? Den Hof zurücklassen, die Reben, mein Leben hier?« Seine Stimme stockte, ein Hauch nur über dem Schweigen. »Wer pflegt die Reben, wenn ich gehe? Der Ertrag dieses Hofes ... er sichert mehr als nur mein eigenes Überleben?«

War er wirklich derjenige, der das alte Wort erfüllen sollte? Konnte er diese Bürde tragen, die sein Vater nie erwähnt hatte? Romir bemerkte, wie Barims Blick ins Leere glitt, und sprach mit ruhiger Stimme: »Barim, du bist mein Freund. Seit wir Kinder waren, haben wir alles gemeinsam gemacht – ob es das Stibitzen von Äpfeln war oder das Reparieren deines Dachs nach dem letzten Sturm. Meinst du, ich lasse dich jetzt allein, wo es wirklich ernst wird?«

Barims Blick verlor sich in der Maserung des Holztisches. »Romir, hier geht es nicht um einen wütenden Eber oder einen Erdrutsch. Erwaldor spricht von Mächten, die Dörfer auslöschen. Dagegen hilft keine Axt und kein schneller Fuß.« Romir grinste schief. »Barim, du vergisst, dass ich derjenige bin, der einmal versucht hat, auf dem Rücken deines störrischen Esels zu jagen. Ich bin bereit für alles.« Barim schüttelte den Kopf, ein schwaches Lächeln auf seinen Lippen.

»Du wirst nie aufhören, mich zu überraschen, Romir.« »Das ist ein Ziel in meinem Leben«, entgegnete Romir mit einem Augenzwinkern, »aber hör mir zu, Barim: Ich lass' dich nicht allein, egal wie finster der Weg wird.« Barim senkte den Kopf und sprach leise,

»Du musst das nicht tun.« Romir stieß ihm leicht gegen die Schulter, ein Grinsen in seiner Stimme. »Und dich allein mit deinem Dickhädel losziehen lassen? Das ist meine Entscheidung, nicht deine.« Barim lächelte sanft.

Erwaldor fügte hinzu: »Barim, Eure Entscheidung. Aber vergesst nie: Die Macht, der Ihr Euch entgegenstellt, greift nicht nur Dörfer an. Sie schleicht sich in die Gedanken. Sie nährt den Zweifel und die Angst, bis ein Mann sich selbst nicht mehr traut. Seid auf der Hut, nicht nur vor dem, was Ihr seht, sondern vor dem, was Ihr zu fühlen beginnt. Es gibt da einige Menschen, die ihr aufsuchen solltet, um mehr zu erfahren. Sira Haba im Grimwald oder Takloth der Weise in den Nebelbergen könnten helfen, mehr zu verstehen.«

Als der Abend hereinbrach, suchte Barim die Nähe seines Freundes Romir. Die beiden Männer saßen am Rand des Weinbergs, wo der Nebel langsam aufzog und der Mond den Boden in silbernes Licht tauchte. Es war still, nur das leise Rascheln der Blätter war zu hören. Schließlich brach er das Schweigen. »Romir, ich weiß nicht, ob ich das alles kann«, begann er, seine Stimme zitterte leicht. »Ich habe mein ganzes Leben hier verbracht, zwischen diesen Reben. Mein Vater hat mich auf diesen Hof vorbereitet, aber nicht auf ... das hier.« Er machte eine vage Geste in Richtung der weit entfernten Berge.

Romir kniff die Augen zusammen, als er nach den richtigen Worten suchte. »Barim, ich kenne dich, seit wir Kinder waren. Du bist stärker, als du denkst. Aber ... ich sehe auch, dass dich das sehr quält.« Barim seufzte tief und senkte den Blick.

»Ich habe Angst, Romir.« Seine Stimme war kaum mehr als ein Flüstern. »Und nicht vor den Brandmalen oder den ausgelöschten Dörfern. Ich habe Angst vor diesem ... Ding in mir. Dem, was auf das Siegel geantwortet hat. Es fühlt sich an wie ein Fremder, der in meinem eigenen Haus wohnt. Was, wenn ich auf dieser Reise herausfinde, dass ich nicht mehr der Mann bin, der sie begonnen hat? Dass

der Winzer nur eine Hülle war? Wieso hat mein Vater nie darüber geredet?«

Romir ließ die Hand auf Barims Arm sinken. »Vielleicht wollte er dich wirklich schützen. Manchmal tragen die Eltern die Bürde der Vergangenheit allein, in der Hoffnung, dass ihre Kinder frei davon leben können.« Barim nickte langsam, die Worte seines Freundes sanken in sein Herz. »Ich verstehe das. Aber jetzt fühle ich mich, als hätte er mir einen Teil von mir selbst vorenthalten. Wie soll ich dieser Verantwortung gerecht werden, wenn ich nicht einmal sicher bin, wer ich wirklich bin?« Romir sah ihm in die Augen. »Es gibt keinen, der ohne Angst in eine solche Aufgabe gehen würde. Aber du bist nicht allein. Wir werden das gemeinsam durchstehen, so wie wir es immer tun.«

Barim wandte den Blick ab, unfähig, Romir anzusehen. Auch als er an seinen Vater dachte, an die Nächte, in denen er versucht hatte, das Schweigen über seine Mutter zu ertragen. »Ich weiß nicht einmal, wer meine Mutter wirklich war. Sie starb kurz nach meiner Geburt, und mein Vater hat nie viel über sie gesprochen. Es ist, als ob ein Teil meiner Geschichte für immer verloren ist. Und jetzt soll ich eine Rolle übernehmen, die mir so fremd ist, in einem Kampf, der größer ist als alles, was ich mir je vorgestellt habe.« Romir zog ihn in eine kurze, feste Umarmung. »Barim, du bist stark. Du trägst die Liebe deines Vaters in dir, auch wenn er dir nicht alles über die Familie Fassholz erzählt hat. Vielleicht wollte er, dass du deine eigene Stärke entdeckst, deine eigene Wahrheit. Und was deine Mutter betrifft ... Barim, wir ziehen nicht nur aus, um etwas zu bekämpfen. Wir ziehen aus, um etwas zu finden. Wer weiß, was diese Reise uns offenbart? Vielleicht nicht nur die Teile des Siegels, sondern auch die fehlenden Teile deiner eigenen Geschichte.«

Barim schloss die Augen und atmete tief durch. Die Worte seines Freundes sanken in die Stille und schienen zum ersten Mal seit Stunden das Chaos in seinem Kopf zu beruhigen. »Was, wenn ich die

falschen Entscheidungen treffe? Was, wenn ich ... alles verliere?« Romir hielt inne, bevor er sprach. »Wir alle haben diese Angst, Barim. Aber du musst an dich glauben, daran, dass du die richtigen Entscheidungen im richtigen Moment treffen wirst, dass du die Stärke findest, wenn es darauf ankommt. Und wenn du fällst, werde ich da sein, um dich aufzufangen. Das verspreche ich dir.«

Barim atmete tief die kühle Nachtluft ein. Der Knoten in seiner Brust löste sich nicht ganz, aber er war nicht mehr allein damit. Er sah zu Romir hinüber, dessen Silhouette sich gegen den Sternenhimmel abzeichnete, und nickte langsam. Ein einziges Nicken, das alles besiegelte.

»Es ist Zeit«, sprach er schließlich, seine Stimme leise, aber entschlossen. Romir hob eine Augenbraue. »Zeit wofür? Zeit für den besten Wein, den wir finden können? Oder meinst du die Reise ins Ungewisse?« Barim lachte trocken. »Beides vielleicht.« Er wandte sich zu seinem Freund um. »Romir, ich bin mir nicht sicher, ob ich das schaffe. Aber ich weiß, dass ich es versuchen muss.« Romir schlug ihm freundschaftlich gegen den Arm. »Hey, wenn jemand das schaffen kann, dann du. Und ich werde dafür sorgen, dass du unterwegs nicht verhungerst oder dich in irgendeinem Nebel verirrst.«

»Ach, und was, wenn wir beide uns verirren?«, fragte Barim mit einem schwachen Lächeln. »Dann denken wir uns schon was aus«, erwiderte Romir mit einem Grinsen. »Aber ich wette, wir finden den Weg. Es gibt schließlich keinen anderen, der so stur ist wie du.«

Die nächsten Tage verbrachten sie damit, Vorbereitungen zu treffen. Barim war klar, dass er den Hof nicht ungeschützt lassen konnte. Nach langen Stunden des Grübelns ruhte sein Vertrauen auf Maklem Dorbock, einem wettergezeichneten Winzer und Nachbarn, der ihm stets treu gewesen war.

In einem letzten Gespräch am Abend vor dem Aufbruch ging Barim mit Maklem durch die kühlen Keller. »Maklem«, sagte er und legte eine Hand auf ein schweres Eichenfass, »der Rote vom Süd-

hang braucht noch bis zum nächsten Vollmond, keinen Tag weniger. Aber achte auf die jungen Reben am Bach – wenn der Nebel zu feucht wird, musst du sie lüften, sonst befällt sie die Fäule vor der Lese. Die Verantwortung für den Hof liegt bei dir. Er soll euch ernähren, solange ich fort bin. Jeder Krug Wein, der verkauft wird, jede Münze, die er einbringt – sie gehört dir und deiner Familie, bis ich wiederkehre.« Maklem, ein Mann mit einem kräftigen Lachen und einem Gesicht, das von den Jahren gezeichnet war, sprach: »Barim, du kannst auf uns zählen. Du hast uns so oft schon geholfen. Meine Frau und ich werden uns um alles kümmern. Dein Erbe wird in guten Händen sein.« Maklems Frau, eine freundliche Frau mit einem warmen Lächeln, fügte hinzu: »Barim, Romir, ihr könnt eure Reise antreten, ohne euch Sorgen zu machen. Wir werden den Hof bewahren, als wäre es unser eigener.«

Am Tag des Abschieds lag der Hof von Barim Fassholz in einem sanften Morgenlicht. Herr Erwaldor war schon sehr früh aufgebrochen, versprach aber Barim, dass ihre Pfade sich erneut kreuzen würden.

Barim stand vor seinem Anwesen und ließ seine Augen über den Hof gleiten, der ihm so ans Herz gewachsen war. Sein Blick fiel auf den alten Türstock, in den sein Vater vor Jahren seine Initialen geschnitzt hatte. Ein Stich durchfuhr ihn bei dem Gedanken, dies alles zurückzulassen. Doch dann spürte er die raue Rinde unter seinen eigenen Fingern, eine stille Verbindung zu der Zähigkeit des Mannes, der diesen Hof aus dem Nichts erschaffen hatte. Der Schmerz wich einem leisen Trotz. Für ihn.

Die Sonnenstrahlen durchdrangen den langsam aufsteigenden Nebel, der über dem Bach schwebte. Labor, sein treuer Hund, drückte sich dicht an sein Bein, während Tuk, der Esel, mit gespitzten Ohren dastand, die Reisebündel schon auf dem Rücken. Barim atmete tief ein und wandte seinen Blick in die Ferne. Romir wartete bereits, bereit für die Reise, die vor ihnen lag.